



„Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen“

Wer gegenüber anderen Glaubensformen tolerant sein will, braucht deswegen nicht seine eigenen Überzeugungen fallen zu lassen, hörten die rund 100 Teilnehmenden an der OeME-Herbsttagung vom vergangenen Samstag. Im Gegenteil, Selbstbewusstsein und Profil ermöglichten erst, offen auf Andersdenkende zuzugehen. In Lateinamerika spürt dies die Kirche, da sie auf eine Bevölkerung trifft, die sich zunehmend ihrer indigenen und afrikanischen Wurzeln bewusst wird.

Er wünsche sich eine Religion, die Gott unendlich sein lässt. Dies sagte Fulbert Steffensky, Hauptreferent an der OeME-Herbsttagung vom 30. November in Bern. Denn dies bedeutet zugleich, auf die eigene Unendlichkeit und Absolutheit zu verzichten. Gruppen, die sich selbst als die Wahren und die allein Seligmachenden sehen, müssen notgedrungen die Welt von allem säubern, das anders ist als sie selbst.

Wer hingegen Gott unendlich sein lässt, so Steffensky, sage damit auch Ja zur Pluralität, zu einer Vielfalt an Glaubens- und Frömmigkeitsformen. Wer seine Bedürftigkeit erkenne, werde damit auf die Anderen verwiesen. Dies bedeute nun aber keineswegs, dass damit die eigene Identität aufgegeben wird. „Ich wünsche mir religiöse Gruppen mit Konturen“, sagte der Theologe und Erziehungswissenschaftler weiter. Denn weder der eigene Lebensentwurf noch ein anderer bräuchten auf dem Altar einer Wahrheit geopfert zu werden.

Ökumene: Toleranz aus Stärke

Eine solche Kirche sei eine Missionskirche, denn Mission bedeute „zu zeigen, wer man ist und was man liebt.“ Es gebe eine Toleranz, die resignativer Selbstschwäche entspringe. Doch wirkliche Toleranz gelinge nur dort, wo man sich seiner eigenen Identität gewiss ist. Im Gegenteil - dort, wo das eigene Profil verleugnet, Grenzen niedergerissen und Unterschiede eingeebnet werden, werde die Dialogfähigkeit zerstört.

Mit Blick auf die Beziehung zwischen Protestanten und Katholiken sagte Fulbert Steffensky: „Der Skandal ist nicht, dass die eine Kirche noch nicht da wäre. Der Skandal ist die Behauptung, die Kirchen seien getrennt, und man dürfe das Abendmahl nicht zusammen nehmen.“ Die Kirchen seien nicht getrennt durch die unterschiedlichen Spielarten des Glaubens und durch verschiedene Begabungen. Solche Unterschiede sollten nicht verschwinden, sonst entstünde „ein zentralisierter Glaube, zwischen dessen Beton keine Blume mehr wächst.“

Das Reich Gottes, welches Jesus verkündete, und nach dem sich die Menschen zutiefst sehnen, müsse sich schon in der jetzigen Zeit manifestieren. „Was nicht seine Schatten vorauswirft, was kein Vorspiel hat, daran kann man nicht glauben“, sagt Steffensky. Bekehrung meint also durchaus nicht nur eine Änderung der Herzeshaltung, sondern auch eine innerweltliche Realität. Dabei seien die Armen die Lieblingkinder Gottes - nicht weil sie fromm seien, sondern weil sie arm seien. Für die Kirche stelle sich die Frage, auf welcher Seite sie stehe: auf derjenigen der Armen, oder auf derjenigen der Mächtigen.

Kirchen brauchen prophetische Gruppen

Deshalb sei die Kirche angewiesen auf Menschen, „die in verblendeten Zeiten den Willen Gottes erkennen und widerborstig auf ihm bestehen.“ Sie ist angewiesen auf Prophetinnen und Propheten. Dies können Einzelpersonen sein - öfter sind es Gruppen: Friedensgruppen,

demonstrierende Dominikaner, die vor den Banken das Recht der Armen einfordern, Taizé-Gruppen.

Oft stünden diese aber im Gegensatz zu den Kirchenleitungen, die lieber den Bestand wahren und die Harmonie pflegen als sich dem Risiko von Aufbrüchen auszusetzen. Dass sich diese prophetischen Gruppen durch Trennung profilieren, sei in Ordnung, „solange sie die Trennung selber nicht schon für den Geist halten.“ Nicht sie haben die Wahrheit, diese entsteht erst, wenn sich die Gruppen und die Kirchenleitungen reiben und miteinander im Gespräch bleiben. Und manchmal entsteht dabei ein fruchtbarer Mittelweg. Denn mit radikalen Aussagen bleibe die Kirche nicht gestaltunfähig, mit Bestandespflege werde sie irrelevant.

Lateinamerika: Auf eigene Wurzeln besinnen

In ihrem Referat berichtete Silvia Regina da Lima vom Wandel der Gesellschaft, aber auch der sozialen Bewegungen in Lateinamerika. In den Jahrzehnten der politischen Unabhängigkeit seien die Menschen in ihrem Inneren weiter auf Europa und Nordamerika ausgerichtet geblieben, sagte die Theologin, die in Costa Rica arbeitet. Seit einigen Jahren sei aber zu beobachten, dass sich die Menschen in Lateinamerika vermehrt auf ihre indigenen und afrikanischen Wurzeln besinnen. „Wir eignen uns einen Teil unserer eigenen Geschichte an.“

Dieser Entwicklung gelte es Rechnung zu tragen. Das Christentum müsse in einen Dialog mit anderen Kulturen und religiösen Traditionen treten. Allerdings beobachtet sie, dass die Kirchen auf diese Entwicklung mit Schweigen oder mit einem Fundamentalismus antworten. Die nächste grosse Herausforderung sei, dass die Kirchen bescheiden werden und lernen müssen, dass sie nur noch ein Akteur unter anderen sind - und je länger desto weniger der Hauptakteur. Für sie ist es eine neue Erfahrung, soziale Bewegungen nicht mehr zu leiten, sondern zu begleiten.

Alleingang ist nicht mehr denkbar

In den Workshops wurden am Nachmittag verschiedene ökumenische Projekte vorgestellt. Etwa die ökumenische und inzwischen interreligiöse Gemeinde Halden bei St. Gallen. Oder die von Taizé inspirierte Spiritualität der Kommunität Grandchamps. Oder der gemeinsame Weg, den Brot für Alle und Fastenopfer seit den späten 1960er Jahren gehen.

An der OeME-Herbsttagung 2013 im Kirchgemeindehaus Paulus in Bern nahmen rund 100 Personen aus Kirchgemeinden, Pfarreien, ökumenischen Organisationen und engagierten kirchlichen Gruppen teil. In ihren Grussworten betonten die Dekanatsbeauftragte der Römisch-katholischen Kirche im Kanton Bern Barbara Kückelmann und der Synodalratspräsident der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn Pfr. Andreas Zeller die Bedeutung der Ökumene. „Ein völliger Alleingang von Kirchgemeinden und Pfarreien ist heute gar nicht mehr denkbar“, sagte letzterer.